



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : Neue Folge : 3.
Wie sich einer zwischen zwei Stühle setzte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

3. Wie sich einer zwischen zwei Stühle setzte



Samuel Kraut und sein Pastor, der Pfarrer Schlemil zu Großweizendorf, fuhren mit einander aus der Stadt zurück. Samuel Kraut hatte an Friedheim und Kompagnie Hammel verkauft, und der Herr Pastor kam aus einer Pastorkonferenz. Kraut brachte die Tasche voll Geld heim, und Pastor Schlemil außer einem heißen Kopf und kalten Füßen eine neue pastorale Aufgabe.

Das war nun nichts besonderes; brachte doch jedes Jahr eine solche Aufgabe, die gründlich erörtert und in Thesen „festgelegt“ wurde, worauf alles mehr oder weniger beim alten blieb. Aber diesmal war die neue Aufgabe mit dringenderem Anspruch auf Beachtung gestellt worden. Bruder Radecke aus Ladegast hatte gewaltig geredet und tiefen Eindruck gemacht. Es hatte sich um die Frage gehandelt, wie dem Eindringen der Sozialdemokratie auf dem Lande zu steuern sei. Bruder Radecke hatte die Trägen aufgerüttelt, die Schlafenden geweckt und alle an die heilige Pflicht gemahnt, ihre Herden mit Ausbietung aller Kraft vor dem Einbruche der Wölfe zu schützen. Da der Sozialismus seine Kraft in der Organisation habe, so müsse man sich eben auch organisieren. Man müsse Vereine gründen, man müsse die wohlgesinnten Arbeiter gegen die sozialistischen ausbieten, man müsse agitieren und konspirieren, man müsse klug sein wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben. Bruder Radecke hatte auch allgemeine Zustimmung gefunden, wenn auch einzelne der Meinung waren, daß die Frage nicht so brennend sei, wie angenommen wurde. Zu diesen einzelnen gehörte auch Pastor Schlemil, der seiner Gemeinde sicher zu sein glaubte und von Sozialismus in ihr noch nie etwas gespürt hatte.

Beim Dunkelwerden kamen Samuel Kraut und der Pastor in Großweizendorf an. Gleich am Eingange des Dorfes steht der neue Gasthof. Hier hielt ein Omnibus; eine Menge Menschen, besonders Weiber und Kinder, waren zusammengelaufen. Eben beförderte man eine halbe Mandel junger Kerle unter großem Gallo auf die Straße. An den breiten Schlapphüten und den Ballonmützen, die sie trugen, und an einem gewissen frechen Benehmen waren sie leicht zu erkennen: es waren wirklich Sozialdemokraten, und zwar „zielbewußte“, die eben eine Agitationsreise durch die Dörfer beendet und dabei mehr getrunken hatten, als sie vertragen konnten. Im neuen Gasthof mußte natürlich noch einmal eingekehrt werden. Als sie aber hier Lärm angefangen und auf Bismarck und das Heer geschimpft hatten,

wurden sie von ein paar handfesten Leuten aus dem Dorfe auf die Straße befördert, und es fehlte nicht viel, so hätte es auch noch eine Tracht Prügel gegeben.

Endlich saß die Gesellschaft wieder auf ihrem Omnibus und schimpfte wie die Hohnspäßen. Der eine schüttelte die Faust und rief mit vierheiserer Stimme: Ihr Mistbauern! kommt doch her, ihr Mistbauern! Ein andrer schrie verzweifelt nach seiner Mühe, ein dritter ließ Flugblätter im Winde fliegen, die von den Kindern eifrig gesammelt wurden, und die übrigen stimmten, als sich der Omnibus in Bewegung setzte, die Arbeitermarschallaise an. So zogen sie ab als Besiegte, aber mit dem Bewußtsein von Siegern.

Kraut hatte seinen Wagen angehalten, um zu sehen, was loswäre. Als er sich anschickte, weiter zu fahren, rief ihm einer von den Leuten aus dem Dorfe zu: Siehst du, Samuel, so muß mans mit den Brüdern machen.

Da hast du Recht, erwiderte Kraut, so muß mans machen! Feste aufhauen, das ist das richtige.

Nein, Herr Kraut, sagte der Pastor, so muß mans nicht machen. Mit roher Gewalt werden Sie den Sozialismus nicht besiegen. Die soziale Frage ist eine geistige Frage, die mit geistigen Waffen überwunden werden muß.

Samuel Kraut konnte sich von geistigen Waffen kein rechtes Bild machen, doch scheute er sich, dem Herrn Pastor zu widersprechen, darum schwieg er. Im stillen dachte er: Was ein richtiger fester Knüttel ist, das ist doch das sicherste.

Als der Herr Pastor zu Hause angekommen war, versorgte ihn seine liebe Frau mit Schlafrock und Pfeife. Darauf setzte sie sich zurecht, um zu hören, was der Herr Superintendent gesagt habe, ob bei Diakonissens die neue Amme eingeschlagen habe, und warum Triniussens nicht beim letzten Pastoralfränzchen zugegen gewesen wären. Aber der Herr Pastor war ein schlechter Erzähler, nicht nur überhaupt, sondern ganz besonders an diesem Abend. Er gab ein paar kurze Antworten, machte sich dann an sein Bücherpaket und fing an, das neueste, was er sich mitgebracht hatte, anzusehen. Die Frau Pastorin seufzte über ihren lieben Mann und fing einen neuen Strumpf an.

Aber die Bücher wollten heute nicht schmecken. Während der Herr Pastor äußerlich blätterte und las, waren seine Gedanken bei der Szene, die er eben erlebt hatte. Es war ihm zu Mute wie einem, der geglaubt hat, durch eine Mauer gegen Gefahren von außen geschützt zu sein, und der nun plötzlich wahrnimmt, daß diese Mauer nur aus morschen Brettern besteht. Er bereute es, behauptet zu haben, daß die soziale Frage in seinem Dorfe keine „brennende“ sei. Konnten doch jeden Augenblick die Mächte des Umsturzes hereinsbrechen und seinen Garten verwüsten.

Emilie, sagte der Herr Pastor, es ist durchaus notwendig, in Großweizendorf einen antisozialen Arbeiterverein zu gründen.

Was gründen? erwiderte die Frau Pastorin.

Einen antisozialen Arbeiterverein, der berufen ist, dem Eindringen der Sozialdemokratie zu wehren.

Wer sagt denn das?

Der Herr Pastor seufzte über seine liebe Frau. Daß doch Frauen nie imstande sind, sachlich zu urteilen! Daß sie doch immer nach einer Person oder Autorität fragen müssen! Als ob es nötig wäre, daß erst jemand sagt, was er, der Pastor, thun müsse!

Darauf entwickelte er ihr in aller Geduld die Lage der Dinge und zeigte, wie notwendig es sei, daß die Kirche eingreife und die ihren schütze. Und zwar müsse man dieselben Mittel bei der Abwehr brauchen, die die Gegner beim An-

griff gebraucht hätten, Organisation und Agitation. Das heiße hier in Großweizendorf: die Zusammenfassung der guten Elemente zu einem Verein, einem antisozialen Arbeiterverein.

Die Frau Pastorin schüttelte den Kopf und fand viele Schwierigkeiten. Wo sich denn der Verein versammeln sollte? Im Krüge gehe es nicht, da der Krugwirt ein ganz unkirchlicher Mann sei, im neuen Gasthause auch nicht, denn da verkehrten nur die Leute aus dem Döndorfe, und bei Rümplers sei der Saal zu klein. Ob die Ziegeleiarbeiter auch mitmachen sollten? Was die Frau Generalin dazu sagen würde? Und ob der liebe Mann nicht lieber die Hände von der Sache lassen wolle? Denn es gäbe doch nur viel Arbeit und viel Ärger, und zu ändern wäre an der Sache doch nichts.

Aber der Herr Pastor wies die Versuchung, die ihm in Gestalt seiner lieben Frau entgegentrat, weit von sich. Es sei seine heilige Pflicht, die Sache nicht gehen zu lassen, wie sie wolle, es sei ihm „ins Gewissen geschoben“ worden, für seine gefährdete Herde einzutreten. Der Verein müsse gegründet werden und müsse sich versammeln, und wenn es hier in des Pastors Studirstube sein sollte!

Die Frau Pastorin schwieg erschrocken, denn wenn der Herr Pastor von seinem pastoralen Gewissen zu reden anfing, mußte man vorsichtig sein.

Die Schwierigkeiten, die die Frau Pastorin geahnt hatte, waren in der That vorhanden, die Lokalfrage erwies sich als ein fast überwindliches Hindernis, und mancher andre würde entmutigt die Unternehmung aufgegeben haben. Nicht so Pastor Schlehmil: er entschied, daß die Versammlungen im Pfarrhause stattfinden sollten. Er hielt den nächsten Sonntag eine bewegliche Ansprache, die mit der ebenso herzlichen wie dringlichen Aufforderung schloß, die wohlgesinnten Arbeiter von Großweizendorf möchten sich heute Abend um sechs Uhr zu einer Besprechung im Pfarrhause einfinden.

Der Frau Pastorin genügte aber das Studirzimmer nicht. Sie gab ihre große Stube her, ließ durch Friederiken alle Stühle im Hause zusammentragen und setzte den großen Wasserkessel aufs Feuer, um die wohlgesinnten Arbeiter mit einer Tasse Thee zu stärken. Daß zum Thee auch etwas knuspriges Gebäck gehörte, war selbstverständlich. Der Herr Pastor hatte einen Vortrag über den Materialismus und seine Abwehr ausgearbeitet und wartete mit Spannung auf sein Publikum.

Es schlug sechs Uhr, aber niemand kam; es wurde ein viertel auf Sieben, die Hausglocke schwieg beharrlich. Der Herr Pastor ging in nervöser Unruhe im Zimmer auf und ab. Gegen halb sieben Uhr kam ein Trupp Menschen die Straße herauf. Man hörte eine Zeit lang vor der Hofthür murmelnde Laute, dann verlief sichs, und es wurde wieder still. Das erwartete Publikum aber saß wie gewöhnlich auf der Kirchhofsmauer und baumelte mit den Beinen. Als es sieben Uhr geworden war, trug Friederike die Stühle wieder fort, und die Frau Pastorin setzte ihren Kessel vom Feuer. Sie hatte leider keine Gegenliebe für ihren Thee gefunden, was sie einigermaßen kränkte. Ebenso wenig hatte der Herr Pastor Liebhaber für seine „Darbietung“ gefunden, was ihn noch mehr kränkte.

Ein Gefühl von Bitterkeit stieg in seiner Seele auf, aber er bekämpfte es und fand sich schnell wieder zurecht. Der erste Hieb war vergeblich gewesen, aber welcher Baum fällt auf den ersten Hieb? Er fragte sich und andre, woran es gelegen habe, daß niemand gekommen sei. Da erfuhr er denn, daß man sichs nicht getraut habe, weil niemand der erste habe sein wollen.

Nun wendete sich der Herr Pastor an wohlgesinnte Gutsbesitzer im Dorfe. Er

malte ihnen die drohende Gefahr mit lebhaften Farben aus und bestimmte sie, ihre Knechte zu dem zu gründenden Verein zu schicken. Sie versprachen es auch, weniger, weil sie von der Sache überzeugt gewesen wären, als um dem Herrn Pastor gefällig zu sein. Am nächsten Sonntag Abend waren sechs Mann da, der Herr Pastor konnte seinen Vortrag halten, und die Frau Pastorin brachte ihren Thee und ihre Kröppelchen an den Mann.

Daß es besonders einflußreiche Personen gewesen wären, die sich eingefunden hatten, konnte man nicht behaupten. Flinker-August wenigstens zeichnete sich nicht gerade durch Intelligenz aus, er war, um es offen zu sagen, eine Schlafmütze. Und der dicke Wilhelm war nur da zu haben, wo es etwas zu essen gab. Was aber den roten Wenzel betraf, so galt dieser allgemein für einen „Jesuiten,“ es war ihm also nicht zu trauen. Der einzige, der etwas zu bedeuten hatte, war der Großknecht von Samuel Kraut. Aber der hatte offen erklärt, er gehe nur wegen seines Herrn hin, und wenn ihm die Geschichte „zu dumm“ würde, dann schwämme er ab.

Der Herr Pastor gab sich nun alle erdenkliche Mühe, seine Sache in Schwung zu bringen; er bereitete sich aufs gewissenhafteste auf seine Vorträge vor und lebte eigentlich nur noch für seinen Verein. Aber der Erfolg entsprach nicht der großen Mühe. Die Mitgliederzahl mehrte sich nicht, ja auch nur die wenigen zusammenzuhalten war schwerer, als der Herr Pastor ahnte. Samuel Kraut hatte an jedem Vereinsabend seinem Knechte mit Ernst und Güte zuzureden, um ihn auf die Pfarre zu bringen. Zuletzt half auch das nicht mehr. Die Geschichte war ihm „zu dumm“ geworden, er schwamm also ab. Der dicke Wilhelm fing trotz des Thees und der Kröppelchen der Frau Pastorin an zu streiken und war nur dadurch bei der Fahne zu halten, daß ihm sein Herr oder vielmehr dessen Frau jedesmal eine Extraration Wurst versprach. Im Dorfe steckte man die Köpfe zusammen und klatzte. Man nannte die Vereinsabende Betstunden und die Vereinsmitglieder Theekessel, was Flinker-August, der sich besonders gefühlte, sehr übel nahm. Das junge Volk zog unter Anführung eines Harmonikaspielers unter dem Fenster vorbei, wenn Vereinsabend war, juchzte und sang schlechte Lieder. Der Herr Pastor merkte das wohl, aber er tröstete sich damit, daß, wenn der Widerstand der finstern Mächte zunehme, dies ein sicheres Zeichen dafür sei, daß die gute Sache fortschreite. Dies gab ihm Veranlassung, dem Hauptverein für christlich-soziale Bestrebungen von seinem antisozialen Arbeiterverein einen nicht gerade schwarz gefärbten Bericht zu senden. Dieser wurde mit Freuden aufgenommen und unter lauten Trompetenstößen veröffentlicht. Es dauerte nicht lange, so galt Großweizendorf für einen Stern am christlich-sozialen Himmel.

Inzwischen begannen die Feldarbeiten, der Besuch der Vereinsabende wurde immer unregelmäßiger, und der Herr Pastor war, um nicht wieder in die Lage zu kommen, vor leeren Stühlen zu stehen, endlich gezwungen, seinen Verein bis auf weiteres in die Ferien zu schicken.

Bald darauf las er in einer Zeitschrift eine Betrachtung über „Paulus auf dem Markte zu Athen.“ In dieser Betrachtung wurde gefordert, daß das geistliche Amt, dem Vorbilde des Apostels folgend, die verödete Einsamkeit des Heiligtums verlassen, mitten unter das Volk treten und ohne Furcht davor, wie Paulus ein Lotterbube genannt zu werden, mutig Zeugnis ablegen müsse. Wie aber Paulus die Sprache seiner Zeit gesprochen habe, so komme dies dem Prediger der Gegenwart auch zu. Die Sprache der Gegenwart aber sei das gedruckte Wort. Kein Bauwerk der Welt könne die Gemeinde fassen, die der um sich versammle, der durch die Presse rede.

Dem Herrn Pastor fiel es wie Schuppen von den Augen. Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten! hatte der Heiland gesagt. Das beschloß er zu thun, er beschloß auf den Markt hinauszutreten und die Sprache der Gegenwart zu reden, d. h. in der Zeitung zu schreiben. Er machte sich mit Feuereifer daran und gestaltete seine Vorträge zu Aufsätzen für das Kreisblatt um. Aber merkwürdig! die Aufsätze wurden alle zu lang, und ehe er sich versah, hatten sie Text, Thema und Teile. Es fehlte nur das Amen, so wäre die Predigt fertig gewesen.

Nach ein paar Tagen fuhr er mit einem halben Duzend leidlich geratner Aufsätze ausgerüstet in die Stadt, um den Besitzer und Drucker des Kreisblattes, Herrn Leberecht Lamm, in christlich-sozialem Sinne zu beeinflussen. Dieser Herr gehörte zu den angesehensten Bürgern der Kreisstadt. Wie hätte ihm auch nicht der Besitz eines der schönsten Häuser der Stadt, der Besitz eines blühenden Geschäftes, der Besitz des Vertrauens der Bürgerschaft, die ihn zum unbefoldeten Stadtrat erwählt hatte, endlich der Besitz einer Verwandtschaft, die ihn mit allen maßgebenden Kreisen der Stadt verband, die Hochachtung aller Wohlmeinenden erwerben sollen! Es gab zwar auch übelmeinende, die einander zuflüsterten, daß Herr Leberecht Lamm die reine Null sei, und die es nicht vergessen konnten, daß er in seiner Jugend ein armer Setzerlehrling gewesen war. Bis zum heutigen Tage stehe es bei ihm böß mit der Orthographie, und wenn er nicht den guten Pogge hätte, so brächte er nicht eine einzige Nummer seines Kreisblattes zu stande. Aber das war nur bößwillige Erfindung.

Als Herr Pastor Schlehmil eben eintreten wollte, begegnete ihm in der Thür der Rechtsanwalt Philippsohn. Der Herr Pastor grüßte gemessen, denn er fühlte sich unangenehm berührt. Was machte der hier? dieser Demokrat, dieser kaltherzige und kirchenfeindliche Mann? Nun war es um so nötiger, den entgegen-
gesetzten Einfluß geltend zu machen.

Der Herr Pastor trat ein. Das Redaktionszimmer war ein düsterer, schmaler Raum, der neben seinem Hauptfenster zwei kleinere hatte. Das eine führte auf die Hausflur. Dort saß der schon erwähnte Pogge und gab dem Publikum durchs Fenster die Zeitungen aus, wie der Bäcker die Semmeln. Das andre Fenster ging in die Druckerei. Dort saß Herr Leberecht Lamm an seinem Redaktions-tische. Sein Haupt war mit einer etwas fuchsigem Perrücke bedeckt, seine Füße steckten in ein paar alten Filzschuhen, und sein Leib in einem Hausrocke, den man ebenso gut hätte Schlafrock nennen können. Im übrigen war es ein freundliches Männchen, dem man es ansah, daß er gern einen guten Tropfen trank.

Er hieß den Herrn Pastor freundlich willkommen und nötigte ihn auf das alte Kanapee, auf dem eben der Herr Rechtsanwalt gesessen hatte, lehnte sich in seinen Sessel zurück, schob die Gläser seiner dicken Stahlbrille auf die Stirn und ließ erwartungsvoll einen Daumen um den andern kreisen.

Der Herr Pastor eröffnete das Gespräch, indem er sich über die große Bedeutung der Presse für das politische und soziale Leben der Gegenwart verbreitete.

Da haben Sie ganz Recht, mein guter Herr Pastor, erwiderte Herr Lamm, die Bedeutung der Presse kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Ich vertrete ja nur das Nimmziger Kreisblatt, aber glauben Sie mir, Herr Pastor, unsere Fäden reichen weit, sie reichen hoch hinan. — Dabei sendete er einen Zustimmung fordernden Blick auf Pogge, der ein halb Duzend mal nachdrücklich mit dem Kopfe nickte. — Haben Sie unsern Leitartikel vom Sonnabend schon gelesen? Wir sind der Annäherung Amerikas höchst energisch entgegengetreten und haben innehaltung der Verträge und gerechtere Behandlung unsers Zuckers gefordert.

Unsre Stimme ist auch nicht ungehört verklungen. Haben Sie schon die Rede Marschalls in der Dienstags-Sitzung des Reichstags gelesen? Nicht? Pogge, geben Sie mal die Nationalzeitung her.

Pogge gab die Zeitung herüber. Sie war so zerschnitten, daß sie aussah, wie eine Bänderfahne beim Mädchenlaufen. Man suchte die Stelle, aber sie war schon herausgeschnitten und befand sich bereits in der Druckerei. Schadet nichts, sagte Herr Lamm, Sie werden es ja lesen. Ich sage Ihnen, eine direkte Antwort auf unsre Forderungen.

Der Herr Pastor wunderte sich sehr. Er hätte nicht gedacht, daß das Rimziger Kreisblatt eine solche Bedeutung habe. Um so glücklicher mußte er sich schätzen, wenn es ihm gelang, diese Kraft für den Dienst der christlich-sozialen Arbeit zu gewinnen. Er trug also sein Anliegen vor und fand überraschend viel Verständnis bei Herrn Lamm und überraschend schnelles Entgegenkommen. Von Honorar wurde natürlich nicht geredet. Herr Lamm erklärte es für eine Ehrenpflicht des Kreisblattes, alle Bestrebungen zu unterstützen, die dem vielleicht doch möglichen Umsturz aller Vermögensverhältnisse entgegenwirken könnten. Wenn es die Kirche unternehme, die arbeitende Bevölkerung zur Geduld zu ermahnen, so sei ihm das ein durchaus sympathischer Gedanke. Nur den einen Wunsch hatte er, daß der Herr Pastor nicht mehr als drei Spalten beanspruchen möchte. Er versprach auch einen der Aufsätze, den „über die soziale Frage und das Christentum,“ gleich in der nächsten Nummer abzudrucken. So schied man von einander, beiderseits sehr befriedigt.

Herr Stadtrat, sagte Pogge, da müssen wir aber doch den Artikel von Philippsohn über Schulze-Delitzsch wieder ablegen lassen.

Ich dünkte gar! erwiderte der Herr Stadtrat. Kummern Sie sich doch nicht um Dinge, die Sie nichts angehen.

So erschien denn die nächste Nummer unter christlich-sozialer Beeinflussung, das heißt im Hauptblatte stand ein Aufsatz, worin das eiserne Lohngesetz als das Gesetz und Schulze-Delitzsch als der Heiland hingestellt wurde, und im Weiblatt stand der Aufsatz von Pastor Schlehmil, worin Schulze-Delitzsch als Stümper bezeichnet und die christliche Weltanschauung als das Heil gepriesen wurde.

Herr Lamm las sein Blatt mit Wohlgefallen. Er fühlte die Befriedigung des Geschäftsmanns, dem es gelungen ist, allen Wünschen gerecht zu werden. Mit gleichem Wohlgefallen las der Herr Pastor seinen Aufsatz. Er erwartete von ihm eine große Wirkung auf das Volk, es stand ihm außer Frage, daß die Stimme der Wahrheit gehört werden würde und müßte. Die gute Sache hatte durch den Eintritt einer wohlberatnen Presse in den Kampf eine wesentliche Hilfe erfahren. In diesem Sinne berichtete er an den Hauptverein für christlich-soziale Bestrebungen, der in der nächsten Nummer seines Vereinsblattes gebührend davon Notiz nahm und nicht verfehlte, die rührige Arbeit im Kreise Rimzig andern trägen Gegenden zum Vorbilde aufzustellen.

Inzwischen brachte die Botenfrau jeden Sonnabend ein immer größeres Paket Zeitungen mit ins Dorf. Es war der soziale Sonntagsbote, ein Blatt, das heimlich verteilt und mit Eifer gelesen wurde. Es kostete ja nichts.

Dennoch blieben die Aufsätze des Herrn Pastor nicht ohne Wirkung. Und diese Wirkung äußerte sich an ihm selbst. Von seinem Eifer und dem Beifall befreundeter Kreise getrieben, versenkte er sich immer tiefer in das Studium der sozialen Frage. Die Gerechtigkeit forderte es, auch die Meinung der Gegner kennen zu lernen. Er las sozialdemokratische Blätter und fand, nachdem er gelernt

hatte, alles Bestehende und, was er sonst als ehrwürdig und unantastbar angesehen hatte, leichtfertig zu behandeln, daß jene Blätter nicht ohne Logik geschrieben seien. Er fand, daß ein Körnlein Wahrheit in den sozialen Forderungen enthalten sei; und dieses Körnlein wuchs mit der Zeit zu einem ansehnlichen Umfang. Er las volkswirtschaftliche Werke, er lernte die gesellschaftsrettenden Theorien der verschiedenen Nationalökonomien kennen und war erstaunt, mit welcher Leichtigkeit durch ein paar Schlüsse alle Übelstände beseitigt und eine neue beglückende Gesellschaftsordnung an Stelle der alten verrotteten Zustände gestellt werden könnte. Er war erstaunt, was man alles zu denken und auszusprechen wagen durfte, und was für eine leichte Sache es sei, diese ganze alte, mit tausend verwirrten Fäden durchflochtene Welt, alle Weisheit der Alten kurzer Hand zu beseitigen und die eigne erdachte ideal schöne Welt an die Stelle zu setzen. Man konnte das ohne weiteres unternehmen, man konnte die Gefäße zerbrechen, ohne fürchten zu müssen, daß ein Tropfen des Inhalts verschüttet würde, denn man vertrat ja die Wahrheit. Die gute Sache mußte zum guten Ende kommen. Was schadete es, wenn die alten Formen in Stücke gingen, wenn die Mächtigen vom Stuhl geworfen und die Satten aus ihrem Hause getrieben wurden, was schadete es, wenn die sozialistischen Bataillone, deren Tritte man von Osten und Westen und Norden und Süden vernahm, ihren Siegeszug durchs Land nahmen, wenn nur nach gewonnenem Siege aus Wölfen Lämmer wurden und die neue Gesellschaftsordnung unterm Zeichen des Kreuzes stand. Darum war es nötig, daß sich die Kirche der Bewegung bemächtigte, daß der materialistische Sozialismus zum christlichen werde. Aber würden die Besitzenden freiwillig die neue Ordnung anerkennen? Würde der Kapitalismus, der Egoismus und der Mammonismus durch Güte und Vernunftgründe zu überzeugen sein? Schwerlich. Der Egoismus giebt nur dann nach, wenn er muß. Also zwingt man ihn. Darum auf, ihr Armen und Bedrückten, thut euch zusammen, erzwingt euer Recht, der vierte Stand gegen die andern! Natürlich unter dem Banner der christlichen Weltanschauung. Spricht doch Christus selbst: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, womit er das arme geknechtete Volk meint; hat er doch so oft über die Reichen Wehe gerufen!

Auch Pastor Schlemil fing an, über die Reichen Wehe zu rufen. Erst waren es die Reichen in abstracto, dann aber nahmen sie die Gestalt seiner Großweizendorfer Bauern an. Er hatte ja ihre harten Köpfe und ihren Geiz schon lange gekannt, aber das hatte ihn nicht verhindert, freundschaftlich mit ihnen zu verkehren. Nun erschienen sie ihm mehr und mehr als der Feind, der sich dem Siege der guten Sache in den Weg stellte, der besiegt und vertrieben werden mußte.

Die Bauern kamen ruhig nach wie vor Sonntags in die Kirche, setzten sich breitpurig auf ihre Plätze und ließen sich ausschimpfen. Das war des Pastors Pflicht und ihr gutes Recht. Und es hatte ja auch weiter keine Folgen. Nur die alte Konneburgerin war nicht zufrieden. Die hatte viel Not im Leben gehabt und ging in die liebe Kirche, um sich trösten zu lassen und hörte nun eine soziale Predigt nach der andern und hatte nichts davon. Und ebenso ging es der alten Leisewitz. Wenn die beiden alten Weiber kopfnickend aus der Kirche kamen, so machten sie, wo sich ihre Wege trennten, noch ein Ständerchen und klagten über die traurigen Zeiten, und daß es immer schlechter im Dorfe würde, und daß man nicht einmal mehr in der Kirche seine Erbauung hätte.

Einen ganz besondern Ingrimm hatte der Herr Pastor gegen die Frau Generalin. Wenn er, wie es oft genug geschah, hören mußte: Ah, Sie haben ja Frau von Tirpitz in Ihrem Orte, eine so überaus christliche und wohlthätige Dame,

da sind Sie ja zu beneiden! so empörte sich sein ganzes Innere. Aber er mußte schweigen. Es hätte ihm ja doch niemand geglaubt, wenn er gesagt hätte, daß diese fromme Dame mit ihrer Wohlthätigkeit ein wahrer Unsegen für die Gemeinde sei, daß sie mit ihren die Empfänger so erniedrigenden Gaben einen allgemeinen Haß erzeuge und die Sozialdemokratie gekliffentlich ins Dorf hereinrufe. Man hätte ihn nicht verstanden, wenn er erwidert hätte, daß solche Leute wie die Frau Generalin der sozialen Besserung das schwerste Hindernis bereiten. Wenn er gekonnt hätte, wie er wollte, so hätte er am Schloß eine Tafel angebracht, auf der geschrieben stand: Alle, die etwas auf sich halten, werden gewarnt, etwas von der Frau Generalin anzunehmen. Darin ging er nun etwas zu weit, aber richtig war, daß die Frau Generalin eine unglückliche Hand hatte, und es war nicht zu leugnen, daß sie mit ihren Wohlthaten, die sie vom Schlosse aus, wie es standesgemäß war und in maßgebenden Kreisen gern gesehen wurde, unter die Leute verstreute, wenig Segen stiftete. Auf der einen Seite züchtete sie einen Schwarm von Schmarozern, die der gnädigen Frau die Hände küßten und unterthänig thaten, worauf sie großen Wert legte, auf der andern Seite spottete man über die Sachen und Säckelchen, die sie verschenkte, und vergalt ihr mit schnödem Undank. Ein besonders gutes Verhältnis hatte zwischen Pfarre und Schloß nie bestanden; jetzt verschlechterte sich die Lage zum Leidwesen der Frau Pastorin zusehends. Der Herr Pastor wurde täglich grimmiger. Er hielt keine Predigt, in der er nicht ein paar scharf zugespitzte Pfeile nach dem Patronatsstuhle verschossen hätte. Die Frau Generalin verzog keine Miene, sie thronte in ihrem Stuhl in ihrer unnahbaren Majestät, hoch erhaben über alles, was die Leute da unten anging, und worüber sich der Herr Pastor ereiferte. Darüber erbofte sich der Herr Pastor aber nur von neuem.

Eines Sonntags war das Evangelium vom reichen Mann und vom armen Lazarus an der Reihe. Natürlich konnte der Herr Pastor ein solches Evangelium nicht vorübergehen lassen, ohne eine soziale Predigt zu halten und einen Hauptschlag gegen den Patronatsstuhl zu führen. Er schilderte des reichen Mannes Haus, daß jeder das Weizendorfer Schloß vor Augen sah, und den reichen Mann so, daß man nur noch zu hören erwartete: Eigentlich ist es eine reiche Frau gewesen. Die Brosamen, die von des Reichen Tische fielen, das waren die Almosen, die der Armut hingeworfen werden. Lazarus war der geknechtete und geplagte vierte Stand. Soll dieser Lazarus, so rief er aus, vor der Reichen Thür liegen und betteln? Sollen die Nöte der Zeit durch Almosen geheilt werden? Nein, du christliches Volk, an deiner reichen Brüder Tische zu sitzen ist dein christliches Recht! Der Herr Pastor verließ die Kanzel mit dem befriedigenden Bewußtsein, den Patronatsstuhl ordentlich getroffen zu haben.

Als er den Chorrock auszog, kam atemlos die Frau Pastorin angestürzt: die Frau Generalin sei unten. Der Herr Pastor erschrak ein wenig, denn es ist immerhin etwas andres, von der Kanzel aus seine Pfeile zu schießen und einer so streitbaren Dame, vor der auch der selige Herr General nicht hatte aufkommen können, auf ebner Erde gegenüberzustehen.

Herr Prediger, sagte die Frau Generalin, ich komme wegen Ihrer heutigen Predigt. Ich weiß nicht — ich habe nicht recht verstanden. Sie meinten doch, Lazarus habe das christliche Recht, an des reichen Mannes Tische zu sitzen. Sagen Sie mal, Herr Prediger, ich weiß nicht — es giebt doch eigentlich gar keine Rechte im Reiche der Gnade, sondern nur Pflichten. Der reiche Mann hat die Pflicht, Werke der Barmherzigkeit zu thun — nicht wahr? Aber Lazarus hat doch nicht das Recht, sie zu fordern. — Hier suchte der Herr Pastor zu Worte zu kommen,

aber die Frau Generalin erhob ihre Stimme und fuhr fort: Man sollte doch den Leuten nicht vorreden, daß sie Wohlthaten fordern dürften. Sonst hört ja das Fordern nicht auf, und wo bleibt die freie christliche Liebesthätigkeit? Arme und Reiche müssen untereinander sein. Nicht wahr? Das ist eine Gottesordnung. Die Kirche hat doch die Aufgabe, solche Ordnungen zu stützen und nicht gegen sie zu kämpfen. Die Reichen haben die Pflicht der Wohlthätigkeit, und die Armen haben die Pflicht der Dankbarkeit und des Gehorsams. Nicht wahr? — Der Herr Pastor bemühte sich wieder vergebens, zu Worte zu kommen. — Sie reden immer von der sozialen Frage. Eine soziale Frage giebt es in Weizendorf nicht. Was fehlt denn den Leuten? Es giebt nur Gottlosigkeit und Übermut. Daraus entstehen die Sozialdemokraten. So etwas darf man doch nicht fördern.

Jetzt kam endlich der Herr Pastor zu Worte. Das Ende aber war, daß die Frau Generalin stolz zur Thür hinausrauschte, und der Herr Pastor mit rotem Kopfe unzähligemal im Zimmer auf- und abließ.

Von diesem Tage an blieb der Patronatsstuhl leer. Patronat und Pfarre hatten mit einander gebrochen. Dem Herrn Pastor war es ja nicht lieb, aber er fühlte sich zu sehr als Streiter für eine gute Sache, als daß er darauf hätte achten dürfen, was rechts und links fiel. Über eins ärgerte er sich aber: über die Behauptung, daß es in Großweizendorf keine soziale Frage gebe, und daß er nichts begründetes darauf zu antworten gewußt hatte. Seine eigne Überzeugung stand ja fest, aber zu einem triftigen Beweise ist doch eine statistische „Erhebung“ unerlässlich, und diese war allerdings noch nicht angestellt worden. Deshalb mußte sie schleunigst nachgeholt werden.

Jedermann weiß, daß die Statistik eine außerordentlich große Menge Papier fordert. Aber der Herr Pastor wandte sie daran, und dazu manche Stunde angestrengter Arbeit, um ein Schema aufzustellen, das aus 35 Haupt-, 69 Unter- und 28 Unter-Unter-Fragen bestand. Es war ein Meisterstück von Gründlichkeit und Logik; es erstreckte sich nicht nur auf das Salzen der Suppe und den Hentel am Rode, sondern auch auf alle denkbaren geistigen Bedürfnisse, auf das Familien- und Eheleben, kurz auf alles, wonach man nur fragen konnte.

Mit einem Bleistift und einer dicken Mappe bewaffnet ging er nun von Haus zu Haus. Aber es zeigte sich bald, daß es leichter ist, zu fragen als zu antworten, und daß es noch viel schwerer ist, aus den Antworten brauchbare Folgerungen zu ziehen. Häufig widersprachen sich die Angaben. Man mußte vermuten, daß die Gefragten selbst nicht wußten, was sie einnahmen, was sie ausgaben, und wie hoch sie beim Kaufmann im Borgbuche standen, und daß sie nur das allgemeine Gefühl hatten, es wäre doch eine schöne Sache, mehr ausgeben zu können. Die einen redeten dem Herrn Pastor nach dem Munde, und die andern hielten hinterm Berge oder machten falsche Angaben, weil sie das Mißtrauen hatten, es möchte wohl eine neue Steuer hinter der Fragerei lauern. Doch das schadete ja alles nichts, denn da sich bekanntlich bei statistischen Angaben die Fehler ausgleichen, so hat man ja Fehler nicht zu fürchten. Überdem trat mit großer Bestimmtheit hervor, was von vorn herein feststand, daß sich die Arbeiter den Besitzern gegenüber in einer ungünstigen wirtschaftlichen Lage befanden, daß das eine soziale Frage bedeute, und daß es die Aufgabe sei, diese Frage zu lösen. Ob diese Lösung durch Organisation der ländlichen Arbeiter zu erzwingen, oder ob Staatsgesetze zu erlassen seien, durch die der Bodenbesitz in anderer Weise geregelt werden solle, war noch eine offene Frage. Jedenfalls fühlte sich der Herr Pastor mit seinem statistischen Material mehr denn je zum Reformator berufen.

Er veröffentlichte die Ergebnisse seiner „Erhebung“ im Kreisblatte und knüpfte daran die Aufforderung, die ländlichen Gutsbesitzer möchten ihre Arbeiter besser stellen, sie möchten für freundliche und lustige Wohnungen sorgen, auf das geistige Wohl ihrer Arbeiter Bedacht nehmen und alles daransetzen, die Arbeiter zu befriedigen. Weniger als so und so viel Lohn dürfe kein Arbeiter haben, denn der Lebensunterhalt koste so und so viel, die sonstigen Bedürfnisse so und so viel, Wohnung so und so viel, Erziehung der Kinder so und so viel. Dies alles müsse vorweg als Produktionskosten vom Ertrag abgezogen werden; was dann übrig bleibe, könne als Gewinn angesehen werden, und das sei immer noch mehr als genug.

Nach einigen Tagen erschien eine Entgegnung im Kreisblatte. Der Verfasser war Herr Kräuter, eine im Kreise wohlbekannte, aber wegen seiner scharfen Zunge und seiner Allwissenheit wenig beliebte Person, ein Mann, der stark in Politik machte und sich mit Vorliebe einen Bauern nannte. Dieser warf die Frage auf, woher der Herr Pastor den Auftrag nehme, als Reformator in landwirtschaftlichen Dingen aufzutreten; was denn der Herr Pastor mit weltlichen Dingen zu thun habe. Der Herr Pastor möge Seelsorge treiben, aber die Finger von Erwerbsfragen lassen, die ihn ganz und gar nichts angingen. Die Landwirte wüßten allein, was sie zu thun hätten, und bedürften der Belehrung dilettirender Pastoren nicht. Alle aufgestellten Zahlen und Berechnungen seien falsch. Von der Belastung der Landwirtschaft durch die sozialen Gesetze scheine der Herr Pastor keine Ahnung zu haben, ebensowenig von den Unkosten der Ackerbestellung. Ob der Herr Pastor wohl wisse, wie hoch dem Landwirt eine Fuhre Dünger zu stehen komme, und was die Herstellung von einem Morgen Roggen koste? Es sei unverantwortlich, die Begehrlichkeit der Arbeiterschaft durch solche Aufsätze, wie sie der Herr Pastor zu schreiben beliebe, zu reizen. Ein Zeichen brüderlicher Liebe sei es jedenfalls nicht, den Besitzern ihren sauer verdienten Gewinn wegzunehmen und solchen Leuten in den Schoß werfen zu wollen, die ihn in Schnaps vertränten. Dies erinnere an das Verfahren des Schutzheiligen der Schuster, der den Gerbern Felle stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

Der Herr Pastor ärgerte sich natürlich über diese Entgegnung gewaltig. Vor allem über Leberecht Lamm, den er bisher für wohlgeinnt gehalten hatte. Wie konnte dieser Lamm eine solche Entgegnung aufnehmen! Nicht weniger ärgerte er sich über den Ton der Entgegnung, er fühlte sich dadurch in seiner pastoralen Würde verletzt. Daß er die Vorwürfe nicht auf sich sitzen lassen dürfe, war ihm selbstverständlich.

Er antwortete in scharfer, aber würdiger Weise. Auf Düngerberechnungen und Kostenanschläge ließ er sich wohlweislich nicht ein, dagegen legte er die Grundzüge einer Bodenreform dar. Die sozialen Schwierigkeiten könnten nicht durch kleine Mittel beseitigt werden, sondern nur durch eine gerechtere Verteilung von Grund und Boden. Dieser Grund und Boden müßte als Kollektiveigentum in die Verwaltung des Staates übergehen. Ob das Herrn Kräuter und seinen Gesinnungsgenossen gefalle, darauf komme es nicht an, sondern nur darauf, daß einer schreienden sozialen Not abgeholfen werde.

Aber Herr Kräuter ließ sich nicht werfen; er antwortete jetzt noch bößartiger als das erstemal, ja er stimmte ein wahres Triumphgeschrei an. Jetzt sehe man doch, was diese christlichen Herren im Schilde führten, und worauf ihr soziales Christentum hinauslaufe. Um einer hirnerbrannten Idee willen gingen sie darauf aus, ihre eignen Gemeindeglieder von Haus und Hof zu bringen. Das möchten sich die Herren Gutsbesitzer wohl gesagt sein lassen. Bebel wolle zwar auch nichts

andres, aber der spreche sich wenigstens deutlich aus und verberge sich nicht hinter christlichen Redensarten. Bebel sei ihm viel lieber, als so ein Talmi-Bebel.

Dieser Zeitungskstreit, der sich noch eine Weile fortspann, machte großes Aufsehen. Herr Leberecht Lamm rieb sich vergnügt die Hände. So ein Streit brachte Leben in die Bude und half die Abonnenten mehren. Die Weizendorfer Bauern, die ihre Seelenruhe bewahrt hatten, solange der Herr Pastor seinen Sozialismus auf der Kanzel zum besten gegeben hatte, wurden aufmerksam und unruhig, als der Herr Pastor seine Stimme in der Zeitung erhob. Denn was in der Zeitung steht, ist in viel praktischem Sinne wahr, als was gepredigt wird. Also von Haus und Hof sollten sie gebracht werden! Den Boden, an dem sie sich angewachsen fühlten, wollte man ihnen nehmen, und das beabsichtigte ihr eigner Pastor zu thun! Man redete nicht viel, man wiegte den Kopf und machte eine kurze Bemerkung, aber man war mit dem Manne fertig. Die Bezeichnung Talmi-Bebel wurde zum geflügelten Worte. Wo sich der Herr Pastor Schlehmil zeigte, begegnete er beredtem Schweigen und hochgezognen Augenbrauen, aber hinter seinem Rücken hieß es: Talmi-Bebel! Das gereichte den einen zum Vergnügen und den andern zum Argerniß. Selbst der Herr Superintendent hörte von der Sache und machte eine bedenkliche Miene. Bruder Gruneberg aber, der von jeher von dem neumodischen Unsinne nichts hatte wissen wollen, schimpfte, was er konnte: so etwas sei ein Skandal und kompromittire den geistlichen Stand. Es war auch arg, was alles geredet und in die Zeitung gebracht wurde.

Herr Pastor Schlehmil sah endlich selber ein, daß es so nicht weiter gehen könne. Er entschloß sich kurz, ging zum Staatsanwalt und verklagte Herrn Kräuter wegen Beleidigung im Amte. Der Herr Staatsanwalt nahm die Klage an. Wenn es beleidigend ist, einen Geistlichen als Sozialdemokraten zu bezeichnen, so war es doppelt beleidigend, ihn Talmi-Bebel zu nennen und ihn dem Hasse und der Verachtung der Mitwelt zu überantworten.

Als der Herr Pastor, als Zeuge vorgeladen, das Gerichtsgebäude betrat, geschah es mit dem Bewußtsein, daß ihm die Gerechtigkeit des Staates eine glänzende Genugthuung schulde. Aber seine Zuversicht wurde merklich herabgestimmt, als er seine Gegner, den Herrn Gutsbesitzer Kräuter und dessen Anwalt, den Rechtsanwalt Philippsohn erblickte. Diese Herren waren keineswegs zerknirscht, sie waren nicht einmal feierlich ernst gestimmt, wozu doch jeder gute Bürger dem Walten der bürgerlichen Gerechtigkeit gegenüber verpflichtet ist, sondern machten die Miene von Leuten, die sich auf einen Spaß freuen.

Der Angeklagte bestritt nicht, den Ausdruck gebraucht und auf den Kläger gemünzt zu haben, aber eine Beleidigung sei in der Bezeichnung „Talmi-Bebel“ nicht zu finden. Der Rechtsanwalt Philippsohn erklärte sich bereit, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Dieser Beweis bestand darin, daß er die Amtsführung des Herrn Pastor Schlehmil einer scharfen Kritik unterzog. Dabei wurde jedes Vorkommnis in der jetzigen wie in der frühern Gemeinde vorgebracht und in gehässiger Weise breitgetreten. Jedes von Hinz oder Kunz ausgesprochne Urteil, jeder Klatsch wurde als vollwichtiges Beweismittel gegen den Kläger verwertet. Der Herr Rechtsanwalt war sogar geneigt, seinem Vortrage den Charakter eines Verhörs zu geben, indem er seine Sätze mit: Ich frage den Herrn Pastor, ob es nicht wahr ist — der Herr Pastor wird nicht leugnen können — und ähnlichen Wendungen begann.

Der Herr Pastor war entrüstet und rief: Ich bitte den Herrn Amtsrichter, mich vor einer solchen unerhörten Behandlung zu schützen. Der Herr Amtsrichter

ermahnte auch den Herrn Rechtsanwalt, die der Verteidigung gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten. Der ließ sich aber nicht stören und ging zu der Erörterung der häuslichen und persönlichen Verhältnisse des Klägers über.

Der Herr Pastor geriet außer sich, und auch der Herr Amtsrichter fragte den Herrn Rechtsanwalt, „wieso“ die Erörterung dieser Dinge zum Wahrheitsbeweise gehöre? Der Herr Rechtsanwalt erwiderte, sein Beweisthema sei, zu zeigen, daß der Herr Pastor die Bezeichnung Talmi-Bebel verdiene. Für einen Pastor, wie er sein solle, sei diese Bezeichnung allerdings eine Beleidigung; für einen Mann, wie Schlehmit, der seine pastorale Thätigkeit hinter der des Politikers und Agitators zurücktreten lasse, der, wie er aus seinen öffentlichen Äußerungen nachweisen werde, Ansichten habe, die sich mit denen der Sozialdemokratie deckten, könne die Bezeichnung Halbsozialist, denn das wolle das Wort sagen, nichts beleidigendes haben. Er nehme für seinen Mandatar den Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) in Anspruch und beantrage dessen kostenlose Freisprechung. Es sei undenkbar, daß ein Mann wie Kräuter, der allezeit furchtlos unlaunern und ungefunden Bestrebungen entgegengetreten sei, verurteilt werden könnte.

Aber der Herr Rechtsanwalt drang — was er wohl auch nicht erwartet hatte — mit seinem Wahrheitsbeweise nicht durch. Wenn auch der Zeuge, so führte der Richter aus, eine für einen Geistlichen befremdliche Stellung einnehme, und wenn er auch Lehren verbreite, die unzweifelhaft sozialistisch seien, so habe doch das Wort Talmi-Bebel ebenso unzweifelhaft einen beleidigenden Sinn. Auch sei aus dem Zusammenhange, in dem das Wort gebraucht worden sei, die Absicht der Beleidigung zu erkennen. Daß der Angeklagte berechnete Interessen wahrgenommen habe, könne nicht zugegeben werden. Er würde erst dann den Schutz des angeführten Paragraphen anrufen dürfen, wenn eine von dem Zeugen ins Leben gerufne Bewegung seine Interessen thatsächlich berührt hätte. Das sei aber nicht der Fall. Bei Abmessung der Strafe komme als erschwerend die Bildung des Angeklagten in Betracht. Dieser hätte sich bewußt sein sollen, daß es nicht gestattet sei, jemand „Talmi-Bebel“ zu nennen, als strafmildernd falle der Umstand ins Gewicht, daß der Angeklagte schwer gereizt worden sei. Er, der Richter, könne dem Zeugen nicht den Vorwurf ersparen, daß er die von seinem Amte geforderte Zurückhaltung nicht gewahrt habe.

Schließlich wurde auf zwanzig Mark Geldstrafe oder im Unvermögensfalle auf vier Tage Gefängnis, sowie auf Einziehung der betreffenden Nummer des Preisblattes erkannt. Außerdem wurde der Besitzer des Blattes mit fünfzehn Mark und Herr Pogge, weil er sich durch Ausgabe der Nummer (durch das bewußte Fenster) an der Verbreitung des beleidigenden Inhalts mit schuldig gemacht habe, mit zehn Mark bestraft.

Das also war die erwartete Genugthuung! Der Herr Pastor Schlehmit kam sich wie geprügelt, wie der eigentliche Verurteilte vor. Nicht allein, daß er die Unverschämtheiten des Advokaten über sich hatte ergehen lassen müssen, er hatte sich auch eine Kritik seiner Amtsführung von einem Juristen gefallen lassen müssen!

Der Herr Pastor gab sich selber das Wort, nie wieder wegen Beleidigung zu klagen. Herr Kräuter bezahlte seine zwanzig Mark mit Vergnügen und zog mit seinem Rechtsanwalt und einigen Gesinnungsgenossen in den Gasthof, um das fröhliche Ereignis, daß sie einem von den Schwarzen etwas am Zeuge gestickt hatten, mit ein paar Flaschen Extragutem zu feiern. Herr Leberecht Lamm war tief verstimmt. Er gehörte zu den altmodischen Leuten, die sich noch über eine Ver-

urteilung in Preßangelegenheiten aufregen. Am härtesten aber war der arme Pogge getroffen, der die zehn Mark, die er für nichts und wieder nichts bezahlen mußte, schwer entbehren konnte. Herrn Lamm fiel es nicht ein, dem armen Kerl den Schaden zu ersetzen. Dagegen schrieb er in kühlem, geschäftsmäßigem Ton dem Herrn Pastor einen Brief, worin er erklärte, daß er auf weitere Beiträge verzichte.

Er hätte das nicht nötig gehabt. Der Herr Pastor dachte nicht daran, seine Kraft ferner an die undankbare Aufgabe zu verschwenden, herz- und gefühllosen Geldsäcken Verständnis für soziale Aufgaben beizubringen. Er wandte sich jetzt von den Besitzenden ab und dem besitzlosen Volke zu. Bei ihm hoffte er offene Ohren und freundiges Entgegenkommen zu finden. Gleich für den nächsten Sonntag berief er eine Volksversammlung, indem er ankündigte, daß er über seinen Prozeß und die Feinde der sozialen Besserung reden werde.

Der Saal war über alle Erwartung gut gefüllt. Der Herr Pastor hielt seine Rede, berichtete nach berühmten Mustern über seine Erlebnisse vor Gericht und hielt selbst ein Gericht über seine Gegner. Das gefiel den Leuten. Zum vollständigen Gelingen hätte freilich noch eine Diskussion gehört, die wollte aber nicht zustande kommen.

Der Herr Pastor wiederholte darauf seine Versammlungen und erfreute sich, besonders, wenn Freibier gespendet wurde, eines regen Zuspruchs. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, einen christlichen Arbeiterverein ins Leben zu rufen, schon war der Saal gemietet und der Vorstand ausgesucht, schon waren die Statuten entworfen, als durch große, auf rotes Papier gedruckte Anschläge zu einer Versammlung der ländlichen Arbeiter im Saale des neuen Gasthofes zu Großweizendorf eingeladen wurde, in der Genosse Schlamm, ein bekannter sozialdemokratischer Agitator, reden würde.

Der Herr Pastor erschrak. Doch faßte er sich schnell. Beim nähern Zusehen mußte es ihm sogar lieb sein, daß es zu einer Auseinandersetzung mit den Sozialdemokraten kam. Das Auseinanderplätzen der Gegensätze mußte der Wahrheit zum Siege verhelfen.

Natürlich stand es ihm von vornherein fest, daß er die Versammlung besuchen und den Sozialdemokraten entgentrete werde. Hierzu bereitete er sich aufs gewissenhafteste vor. Er legte sich die triftigsten Gründe zurecht, ersann zündende Worte und packende Gleichnisse und arbeitete eine ganze Rede aus, durch die er seine Gegner zu vernichten gedachte. Er dachte sich sehr schön, mutig in die Burg der Gegner einzubrechen und an der Spitze seiner christlichen Arbeiter jenen gottlosen und vaterlandslosen Volksverführern heimzuleuchten, daß sie das Wiederkommen vergäßen.

Aber die Sache nahm von Anfang an eine unerwartete Wendung. Es erschien ein junger Mensch, der den Herrn Pastor in der höflichsten Weise zur Versammlung einlud. Und als er am Abend in der Versammlung erschien, wurde er aufs zuvorkommendste empfangen und zu einer Art von Ehrenplatz geleitet.

Die Herren Sozialdemokraten hatten den ganzen Apparat, Schleifen, Inschriften, eine rote Fahne, das „Büreau,“ sowie den Vorsitzenden, dazu eine Leibgarde von einigen Duzend junger „Zielbewußter“ mitgebracht. Nur das Bier lieferte der Wirt, und die Cigarre brachte sich jeder selbst mit.

Der Saal war gedrängt voll. Der im Entstehen begriffene christliche Arbeiterverein war erschienen bis auf den letzten Mann. Nachdem man lange Zeit gezögert hatte, die Spannung den erforderlichen Grad und der Tabakrauch die gehörige Dichtigkeit erreicht hatte, bestieg Genosse Schlamm die Tribüne und hielt seine

Rede. Er sagte, was über den Gegenstand schon einige tausendmal gesagt worden war. Das besondere an seiner Rede war nur, daß er sich sehr vorsichtig ausdrückte. Ja er ließ durchblicken, daß man auch mit dem Kaiser, wenn er sich belehren lasse, nicht zu brechen brauche, und daß selbstverständlich Religion Privatfache sei, die niemand antasten werde.

Hierauf meldete sich der Herr Pastor zum Worte, das ihm bereitwilligst gestattet wurde. Jedes Murren der „Zielbewußten“ wurde sofort vom Vorsitzenden unterdrückt. Als einer von ihnen eine höhnische Zwischenbemerkung machte, wurde er derb abgefanzelt und zur Ordnung gerufen.

Der Herr Pastor befand sich in übler Lage. Alle seinen schönen Kraftworte konnte er nicht brauchen, denn es war ja gar niemand angegriffen worden. Es blieb ihm nichts weiter übrig als eine sachliche Erörterung in farblosem Gewande. Er mußte dem Vorredner in den Hauptpunkten Recht geben. Der Sinn seiner Rede war der: die soziale Reformation muß gemacht werden, aber ihr sollt sie nicht machen, sondern wir wollen sie machen. Daß er mit seiner Rede keine große Wirkung that, fühlte er wohl, und da er deshalb seine Rede verlängerte, schadete er sich doppelt.

Genosse Schlamm antwortete in dem Tone eines wohlwollenden Höhergestellten. Er lobte den Herrn Pastor und seine Bestrebungen sehr. Es gebe wenig Pastoren, die die Vorurteile ihres Standes in der Weise wie Herr Pastor Schlehnil überwunden hätten, und die so tief in die soziale Frage eingedrungen wären. Aber die letzten Folgerungen habe er noch nicht gezogen. Er stehe auf der Grenze, aber den entscheidenden Schritt habe er noch nicht gethan, denn dieser bedeute den Eintritt in die sozialdemokratische Partei. Keine Halbheiten! Die Zeit, sich mit Flickwerk zu begnügen, sei vorüber; wer etwas Ganzes erreichen wolle, müsse auch ganze Arbeit machen.

Hier erhob sich der alte Kalkbrenner. Das war einer von den „Heimlichen“ im Orte. Daß der schon einmal öffentlich geredet hätte, dessen konnte sich niemand entsinnen. Er redete überhaupt wenig, aber er las viel und machte sich über alles seine besondern Gedanken. Dieser nahm seine kurze Pfeife aus dem Munde und sagte bedächtig: Unserer ist nur ein dummer Bauer, und so schön reden wie die Herrn kann unsereins nicht. Aber ich muß auch ein Wort sagen. Die Pastoren haben uns immer nur schöne Worte gemacht, und goldne Berge haben sie uns versprochen, aber gehalten haben sie nichts. Und darüber wird man alt, und es bleibt alles, wie es gewesen ist. Ich dachte, wir versuchten es einmal mit den Sozialisten. (Großer Beifall.) Schlechter kanns ja nicht werden. (Zwischenruf: Jawohl!) Was bei dem christlichen Arbeiterverein rauskommen soll, weiß ich nicht. (Zwischenruf: Kommt nichts bei raus. Ackerpacht runtersetzen! Gelächter.) Ich dachte, wir versuchten es einmal auf andre Weise. (Erneuter großer Beifall.)

Dem Herrn Pastor war zu Mute, als wenn der Boden unter seinen Füßen wankte. Er hatte geglaubt, festen Boden zu fassen, nun war er einem Wandrer gleich, der auf die grüne trügerische Decke eines Moores geraten ist. Unter denen, die Beifall riefen, waren Leute, von denen er das nun und nimmermehr erwartet hätte. Er erhob sich nochmals, warnte und bat, aber seine Worte machten keinen Eindruck. Er forderte seine christliche Arbeiterschaft auf, sich um ihn zu scharen, die Fahne der christlichen Weltanschauung festzuhalten und das Ohr fremden und verderblichen Einflüsterungen zu verschließen. Aber es scharte sich niemand um ihn, niemand trat für ihn ein, niemand hatte den Mut, sich dem siegenden Feinde entgegenzuwerfen. Er fühlte, daß er die Zügel gänzlich verloren, und daß er hier

nichts mehr zu suchen hatte. Als er betrübt die Treppe hinabstieg, hörte er, daß man oben die Arbeitermarschallaise sang.

Am andern Tage sagte seine liebe Frau zu ihm: Höre, Albert, willst du nicht einmal zum alten Kraut gehen? Er hat die Lungenentzündung und wird wohl sterben.

Dem Herrn Pastor fiel es schwer aufs Gewissen, daß er über den sozialen Kampf seine Gemeinde ganz vergessen hatte. Er nahm seinen Hut und ging hin. Die Frau und die Schwiegertochter des Kranken empfingen den Herrn Pastor mit sichtlicher Verlegenheit. Sie führten ihn in die Stube und gingen hinauf, um zu fragen, ob der Großvater Besuch annehmen könne. Es dauerte eine lange Weile, ehe sie wiederkamen. Während dessen war der Herr Pastor und Samuel Krauts Enkel allein in der Stube. Der Knabe hatte sein Tischchen umgedreht, den Rußknacker, in Decken gewickelt, hineingelegt und zwei Stühle als Pferde vorgespannt.

Was machst du denn da, August? fragte der Herr Pastor.

Großvater begraben. Großvater kommt ins Bullerloch. August kriegt Kuchen, viel Kuchen.

Bist du denn nicht traurig, wenn der Großvater stirbt?

August nicht traurig. Großvater ganz alt. Großvater kann sterben, aber Pastor soll nicht zu Großvater gehen.

Warum denn nicht?

Kann Pastor nicht brauchen. Pastor will Großvater vom Hofe bringen. Großvater allein sterben will.

Die Frauen kamen mit vielen Entschuldigungen zurück. Der Kranke sei zu schwach, es werde ihn aufregen, wenn ihn der Herr Pastor besuchte. Der Herr Pastor hörte kaum zu, sondern ging davon. Er wußte ja, warum man ihn nicht wollte.

Acht Tage lang ließ sich der Herr Pastor nicht sehen. Während dieser Zeit wandelte er unzählige mal in seiner Studirstube auf und ab. Er ging mit sich selber und seinen Bestrebungen ins Gericht. Daß die christlich-soziale Sache eine verwerfliche sei, davon konnte er sich nicht überzeugen; aber es kam ihm der Zweifel, ob er als Geistlicher das Recht habe, in die Reihe der Streitenden zu treten, ob er nicht für die ganze Gemeinde zum Pastor bestellt sei, und ob er nicht auf beiden Seiten zu lehren, zu trösten und zu helfen habe.

Am andern Montage reiste er in die Provinzialhauptstadt, stellte sich dem Konsistorium vor und bat um seine Versezung.

